

„Was ist das letzte, woran du dich erinnerst?“

Der raue Stoff des dunklen Sessels drückt sich unbarmherzig gegen meine Haut. Das Sitzen schmerzt. Durch die halb geöffneten Vorhänge fällt blasses Morgenlicht, in der Ferne erwacht die Stadt zum Leben. Ich rieche Kaffee. Schweren, schwarzen Kaffee, der ohne Filter aufgebriht wurde. Meine Füße kribbeln, als könnte ich sie benutzen.

Mir ist kalt. Mein Atem dampft nicht mehr. Leise bollert der Heizkörper. Stumm ziehe ich die Knie an die Brust und presse die Fersen in das Polster des Sessels.

„Daphne?“ Bei dem Klang meines Namens zucke ich zusammen. „Woran erinnerst du dich?“

Daran, dass es regnete. Es regnete, bis ich glaubte, die Welt löst sich unter dem Tosen auf. Schwarze Wolken schoben sich vor den Mond und sperrten mich ein.

Kreischend kratzen Stuhlbeine über Teppichbelag. Ich fahre zusammen. Mein Blick zuckt zu dem Mann vor mir. Die Hornbrille nimmt sein halbes, kleines, rundes Gesicht ein. Tiefe Falten graben sich in die graublasse Haut und die Zähne drücken seine Unterlippe nach vorn.

Der Mann lächelt nicht. Er ist finster wie die noch nicht ergrauten Strähnen über seinen Schläfen.

„Ich weiß nicht“, bringe ich hervor.

„Schließ die Augen“, weist er mich an.

Hastig schüttele ich den Kopf. Mein Puls schnellt hoch. Mir ist heiß, mir ist kalt, mir tut jeder Muskel weh, während ich nichts mehr fühle. Ein stechender Schmerz gräbt sich durch meinen Schädel und lässt nichts als betäubende Leere zurück. Der Mann betrachtet mich aus seinen klugen, braunen Augen, als wollte er hinter die tiefsten Geheimnisse meiner Seele kommen.

Sein schweres Seufzen macht mich klein. „Du bist in Sicherheit“, redet er auf mich ein. „Schließ die Augen und versuch dich zu erinnern.“

Nein. Nicht heute. Nicht für ihn.

Erneut kreischen Stuhlbeine über Teppich, als er näher zu mir rückt, ohne sich die Mühe zu machen, seinen Stuhl anzuheben. „Daphne, das du dich erinnerst, ist wichtig. Es gibt kaum etwas wichtigeres als das.“

Mir ist nicht warm. Mir ist kalt. Beabend kalt und das Frieren beginnt in meinem Innersten. Es frisst sich durch meine Gedärme, kriecht durch die Muskulatur und Sehnen, küsst die Knochen und durchdringt zeitgleich die Haut, um mich in einen erfrierenden Nebel zu hüllen.

„Ich weiß nicht“, sage ich. „Ich weiß nichts.“

„Erinnerst du dich an etwas?“, fragt er mich. Seine Stimme bleibt weich und ruhig, als kenne er keine Ungeduld. Seine klugen, braunen Augen hinter der großen Hornbrille machen mich nervös. Die Gläser lassen sie größer wirken, als sie tatsächlich sind, und zarte Speichelbläschen sammeln sich über seiner Unterlippe. Ich bin allein mit ihm. Die Heizung bollert und es riecht nach Kaffee.

„Ja“, gestehe ich.

Er lehnt sich näher zu mir und ich will verschwinden.

„Das letzte, woran du dich erinnerst“, wiederholt er und seine Worte gleichen einer kleinen, mich umgarnenden Melodie.

„Was ist das letzte, woran du dich erinnerst?“

Meine Zehen kribbeln und stechen. Ich sitze hier und bin allein. Die Morgensonne stiehlt sich durch die halb bedeckten Fenster. Kein Regen prasselt, kein Sturm zieht auf. Nirgends grollt ein Donner, nachdem Blitze zu Boden zuckten, als wollten sie die Welt binnen eines Augenblicks vernichten.

Meine Zunge ist lahm und meine Lippen sind taub. Ich räuspere mich. Seine Nähe zermürbt. Der Mann betrachtet mich, als würde er meine Geheimnisse kennen. Längst kennen. Seit dem Moment um jeden Moment meines Lebens wissen, da man mich durch die Tür schob und, als meine Knie einknickten, mich auf diesen Sessel setzte.

„Ich habe gekocht.“

„Was hast du gekocht?“

Mein Kopf ist wie leergefegt. „Essen.“

„Welches?“

Ich räuspere mich und mache mich kleiner. So klein, dass ich glaube, in den Polstern des Sessels zu versinken. Sie sind dunkel und übersät mit Brandnarben. Wütende Zigarettenstummel pressten sich in das Material und verödeten es. Ich spüre die Unebenheiten. Sie lassen mich einsamer fühlen als zuvor.

Meine Kehle ist wie zugeschnürt, als ich erneut zu sprechen versuche. Jeder Muskel schmerzt. Als hätte ich um mein Leben gekämpft dabei, ich erschauere, habe ich nur gekocht. Nur gekocht. Allein. Nur gekocht. In meiner Küche. Nur gekocht. Allein.

Es wütete kein Sturm. Es donnerten keine Blitze. Ich war im Warmen. Ich war im Sicheren. Heute sitze ich nicht hier. Kein Sturm zog auf, als wollte er die Stadt mit einem Bissen verschlucken.

„Ich weiß nicht“, sage ich zögerlich. „Rucola.“

„Das klingt schmackhaft.“

„Mit Erdbeeren.“

„Erdbeeren sind meine Lieblingsfrucht.“

Ausdruckslos betrachte ich ihn. Das Gesicht wirkt winzig, der Kopf klein. Seine Brille bedeckt seine Augen und Teile seiner Stirn und Teile seiner Wangen. Sie schüchtert mich ein.

Er macht mir Angst.

„Nudeln mit Ei und Kochschinken und Kräutern. In einem Auflauf.“

„Das klingt großartig, Daphne. Hast du dir das allein zubereitet?“

Hastig schüttle ich den Kopf. Dann nicke ich.

„Wer war bei dir?“

„Ich war allein.“ Das ist die Wahrheit. Nichts als die Wahrheit. Ich war allein.

Der Wolkenhimmel zog auf, als breitete eine Krähe ihre finstersten Schwingen aus, den Kopf gesenkt und den Schnabel zu einem brüllenden Krächzen aufgerissen. In der Ferne grollte der Donner, Blitze zerrissen das unterschwellige Murmeln, um sich zu einem Kreischen zu entladen. Das Brummen des Himmels folgte.

Ich senkte den Kopf. Regen begann zu prasseln. Die Tropfen sprangen über den Asphalt, platzten auf und schickten Splitter ihres einstigen Körpers zurück zum Himmel. Der Tribut wurde gezahlt.

Die Welt schien geschrumpft und sich im Auge des Sturms zu befinden. Sie hatte sich konzentriert auf diesen einen Flecken und ich? Bildete ihr Zentrum.

Der Lärm der Stadt hatte sich verloren, das grelle Leben der Menschheit auch. Zurückgezogen hinter Mauern huschten Schatten, verbargen sich unter flattrigem Licht, nur um die Fensterläden zu schließen und mich auszusperrern.

Das Eiswasser schien mir die Haut zu verätzen. Ich war allein. Und es war gut so.

„Du hast gekocht, Daphne“, sagt der Mann und lächelt matt.

„Und danach?“

„Habe ich gegessen.“

„Alles, was du zuvor gekocht hast.“

„Ja.“

„Und was war das?“

Meine eigenen Gedanken nehmen mich gefangen. Ich bin allein. Allein in diesem Stuhl und der Mann vor mir scheint den gesamten Raum einzunehmen. Dabei ist er kleiner als ich. Dabei wirkt er zerbrechlicher als ich. Dabei scheint er nur aus seinem kleinen Kopf zu bestehen und den huschenden Händen, die regelmäßig nach einem Stift greifen, um meine Antworten niederzuschreiben. Als beinhalteten sie einen tieferen Sinn.

Als wären sie mehr als nur Schattenflüstern, das Situationen beschreibt, die ewig zurückliegen.

„Ein Salat aus Rucola und Erdbeeren“, versuche ich den Moment von vor Monaten zu rekonstruieren. „Dazu einen Auflauf. Nudeln, Kräuter, Ei und Schinken. Kochschinken.“

„Hast du dein Essen genossen, Daphne?“

„Ja.“

Erzähl mir eine Geschichte.

Geschichten sollten nicht erzählt werden. Sie warten darauf, dass man sie erlebt.

Erzähl mir eine Geschichte.

Welche möchtest du hören?

Eine wahre Geschichte. Eine, die erzählt wird, damit man sie erlebt.

Erzählst du mir eine Geschichte?

Meine möchtest du nicht hören.

Und falls doch?

Dann bist du womöglich von innen heraus wahnsinnig.

Die Zeit tickte. Sie verflog. Sie verzehrte.

Was blieb, war eine Ewigkeit und in dieser Ewigkeit, hinter schweigenden Momenten, das Erwachen einer Geschichte

hinter geschlossenen, dösenden Lidern, während die Hitze des gebannten Kaminfeuers auf uns schien.

„Nachdem du gekocht hast“, nimmt der Mann den Faden wieder auf, während das Bild der matt lächelnden Frau langsam verschwimmt, „was hast du danach getan?“

„Ich bin schlafen gegangen.“

„Du hattest einen anstrengenden Tag?“

„Nein.“

„Sondern?“

„Es war spät.“

„Du kommst nur des Abends zum Kochen?“

„Ja.“

„Was tust du, wenn du nicht kochst?“

„Ich arbeite.“

„Was arbeitest du, Daphne?“

„Ich höre Menschen zu.“

„Das klingt nach einem aufregenden Beruf.“ Er rückt näher zu mir und das Geräusch der Stuhlbeine auf dem Teppich geht mir unter die Haut. „Was erzählen sie dir, Daphne?“

„Dinge“, sage ich zögernd. „Sie erzählen mir Dinge.“

„Welche Dinge?“

„Ich darf nicht darüber sprechen.“

„Wenn nicht darüber, über was dann?“

„Über alles andere“, flüstere ich.

„Was wäre das?“

Dass die Blitze zu Boden krachten, als versuchten sie mich, nur mich zu treffen, zu verbrennen und zu vernichten. Dass jede Geschichte, die von den Lippen dieser jungen Frau floss, das Unmögliche weiter in meine Welt lockte. Dass jeder von uns genau so viel erlebt, wie er bereit ist, sich auszumalen.

„Kochen“, sage ich. „Ich koche gern.“

„Was kochst du gern?“

„Etwas zu essen.“

Die Mundwinkel des Mannes heben sich leicht. Sich räuspernd schiebt er seine Brille höher die Nase hinauf. Sie ist zu groß für seinen Kopf. Sein Kopf ist zu klein. Der Mann überragt mich, aber alles an ihm wirkt winzig, als hätte man es einem Kind gestohlen und in die Form eines erwachsenen Mannes gepresst. Sein bloßer Anblick lässt mich unwohl fühlen. Je länger ich ihn betrachte, desto verunsicherter werde ich. Alles an ihm wirkt, als hätte man die Gliedmaßen willkürlich genommen und zu einem Körper zusammengefügt. Zu einem Körper, der links und rechts nichts passt und oben und unten nicht und behelfsmäßig ist wie eine alte, brüchige Muschel. Bis der Geist in der Hülle einen besseren Wirt findet und sich in diesem einnistet.

„Weißt du, warum du hier bist, Daphne?“

„Ja.“

In einer flüchtig überrascht wirkenden Geste heben sich seine Brauen. „Warum bist du hier, Daphne?“

„Weil ich mich verlaufen habe.“ Meine Muskulatur zuckt unkontrolliert. „Du hast mich gefunden.“

Er schenkt mir ein kleines Lächeln. „Ich habe dich gefunden“, bestätigt er mir. „Ich versuche dir zu helfen, Daphne. Ich versuche mit dir gemeinsam die Geschehnisse der letzten Tage und Wochen zu ordnen.“

„Ich habe gekocht.“

Seine Mundwinkel senken sich gefährlich langsam. „Immer nur Salat und Nudeln?“

„Einen Auflauf“, wispere ich mit tauben Lippen. „Es war ein Auflauf.“

„Also jeden Tag das Gleiche?“

„Nein.“ Ich zittere, als wäre dieser Mann mein neuer Sturm. Als säße er dort gelassen in seinem Sessel, um über mich zu kommen wie ein Taifun.

„Möchtest du mir von allem anderen erzählen?“

Nein. „Ja.“ Ich ringe mir ein winziges Lächeln ab. „Ich koche gern.“

„Was ist das letzte, woran du dich erinnerst?“

„Dieser Auflauf.“

„Und davor?“

Ich starre auf meine nackten Zehen und weiß nicht, was ich zu finden hoffe. „Da bin ich mir unsicher.“

Als der Mann aufsteht, hebe ich unwillkürlich die Arme. Ein besänftigendes Lächeln schenkt er mir, dann geht er um den Tisch hinter seinem Stuhl herum, greift nach seiner Tasse, gefüllt mit Kaffee, den niemand durch einen Filter laufen ließ, und prostet mir zu. „Möchtest du auch etwas trinken? Einen Tee? Einen Kaffee vielleicht oder eine heiße Schokolade.“

Die Maschine scheint mir zuzuzwinkern. „Nein.“

Leise seufzt der Mann. „Zu schade“, murmelt er. „Zu schade.“ Er trinkt. Ich beobachte, wie die Flüssigkeit sich über seine weit vorstehende, untere Zahnleiste in seinen Mund quält. Ich glaube zu hören, wie jeder Tropfen einzeln in seinen Körper perlt und dort von etwas gefangen genommen wird, das nicht organisch ist, nicht menschlich, sondern mechanisch wie jedes Lächeln, das er mir schenkt.

„Möchtest du gehen?“, fragt er mich.

Hastig nicke ich.

„Dann geh.“ Er trinkt und alles an seinem Regen und Bewegen wirkt falsch. „Geh, Daphne. Ich hole dich, sobald ich wieder Zeit für dich habe.“

Mir ist kalt. Mir ist heiß. Meine Muskeln zucken unkontrolliert, als ich konzentriert einen Fuß von dem Polster

schiebe und aufstehe. Ich bin unstet wie eine Marionette an ihren Fäden. Schaudernd meide ich seinen Blick. Der Mann lässt mich gehen. Das Gebäude nicht.

Ich saß versteckt hinter meinem Sofa. Der Sturm heulte vor den Fenstern, während ich das Gesicht in den Armen vergraben hatte, die halbleere Flasche Wein neben mir. Ein Tropfen verewigte sich in meinem Teppich und ich sah ihm beim Wachsen zu durch diesen schmalen Spalt zwischen meinen Armen. Mir war kalt, obwohl der Kamin flackerte, und ich fürchtete mich. Dabei saß ich Daheim, verborgen hinter meinem eigenen Sofa, gewärmt von meiner eigenen Decke und einem Wein, der sich mit jedem Schluck ein Stückchen mehr entfaltete, um mit katzensanften Tatzen meine Kehle hinabzutapsen, Geschmacksblüten hinterlassend, die nicht welken wollten. Schattenhafte Schritte hallten durch meinen Korridor. Dabei steckte der Schlüssel. Ist er im Schloss, kann es von außen nicht betätigt werden. Die schmale Kette hing von innen und verriegelte die Tür. Keine Kamera hatte eine Seele aufgezeichnet, kein Alarm war ausgelöst worden, aber durch das Jaulen des Sturms hörte ich diesen Schatten deutlicher als mich selbst. Meine Hände zitterten unkontrolliert und ich hob die Decke höher. Sie war ein lächerlicher Schild, ein kleiner Hohn an mich selbst, während die Schritte den Korridor verließen und auf mich zukamen. Als könnte der Eindringling mich riechen. Von ihm ging ein Duft aus, der mir die Sinne vernebelte. Etwas zwischen frischem Obst und satten Kräutern. Seine bloße Gegenwart wollte mich hervorlocken, damit ich mich blind vor ihn kniete, wehrlos und gebannt. Meine Muskeln zuckten, während der Weinleck verhartete. Das Licht brach sich in der dunklen Flasche neben mir und ich roch die bekannten ätherischen Öle, die in Kringeln von den Spitzen der Räucherstäbchen flohen. Ich erkannte die winzigen glühenden Enden in den Fensterscheiben. Sie

spiegelten sich wider, während hinter ihnen der Sturm seine Kraft bündelte und den Regen in seine Lungen sog, um ihn umso harscher auf diese Welt zu husten.

Ich hörte die Schritte verharren, den Blick wie hypnotisiert auf die Fensterfront gerichtet. Die gesamte nördliche Wand nimmt sie ein. Dorthin sehend, wo niemals die Sonne scheint. Der Duft war betörend. Er übertünchte alles, was ich kannte. Als spazierte ich durch einen Garten, in dem die verschiedensten Kräuter grünten, das frisch geerntete Obst auf tafeln ausgebreitet, die nur darauf warteten, geleert zu werden. Es kam mir vor, als hätte der Herbst meine Wohnung betreten und so sicher ich ihn hörte, so unmöglich war es, ihn zu sehen. Mein cremefarbenes Sofa spiegelte sich vor dem stürmischen, schwarzen Tuch, mein heller Tisch, die modernen Stühle, die zu unbequem waren, um auf ihnen zu sitzen. Die Schränke, die sich bis zur Decke erstreckten, einige randvoll mit Büchern, andere bestückt mit zahlreichen Ölen und Kräutern, Salzen und Spirituosen, die jeden Abend erträglicher gestalten und die geflüsterten Ängste meiner Patienten vertrieben.

Ich erkannte die sich wölbende Decke, die über meinen Füßen lag, während ich stocksteif hinter dem Sofa verharrte. Jeden Zentimeter dieses Raumes konnte ich mit Blick in das Fensterglas überblicken. Meine eigenen Sinne mussten mich tragen. Ich war allein. Mutterseelenallein.

Während jemand außer mir atmete und einen Geruch verströmte, der mir Freudentränen in die Augen trieb. Jede meiner Fasern wollte mich auf die Füße locken und zu dem Ursprung dieser puren, natürlichen Erfüllung führen.

Jeder Funken Verstand, der mir blieb, kettete mich an Ort und Stelle.

„Ich darf seinen Namen nicht nennen. Ich darf seinen Namen nicht nennen.“ Apathisch wiegte sich Cassandra vor und zurück, das blonde Haar in der Stirn, die dürren Finger in die Armlehnen des weichen, roten Sessels gegraben, als wollte sie den Bezug zerreißen.

„Womöglich wird es besser, wenn du ihn in den Mund nimmst.“

„Dann wird er real“, wisperte Cassandra. Blanke, grausame Furcht spiegelte sich in ihren dunkelblauen Augen, während sie sich vor wiegte und zurück wiegte. Vor und zurück, vor und zurück, die Finger in das Polster gekrallt, als hielten sie allein sie bei Bewusstsein. „Wenn er real wird“, fuhr sie heiser fort, „dann kommt er zu mir. Er wird mich töten. Er wird dich töten. Bis ihn niemand je kannte.“ Heiser lachte sie und ein panischer Wahnsinn klang aus dem gepressten Geräusch. „Mein Blut wird er trinken, während er sein Steak schneidet. Mein Blut wird sein Wein sein.“

„Niemand wird kommen und dich holen“, versprach ich ihr. „Hier bist du in Sicherheit.“

„Niemand“, sagte Cassandra und ihre Lippen bewegten sich kaum, „ist jemals vor ihnen sicher. Nirgends. Sie kriechen durch die Wände, sie verschmelzen mit den Schatten und ergreifen von den Menschen Besitz, die dir am nächsten stehen. Sie kennen keine Gnade. Sie greifen um sich. Sie lassen nichts zurück als Ödnis und dann hat es uns nie gegeben.“

Ich schenkte uns Wasser ein, während der warme Sonnenschein unsere Haut küsste. Cassandra wirkte winzig, das blonde Haar wirr im Gesicht, die Augen weit aufgerissen, als wollten sie ihre Stirn ersetzen und ihre Wangen.

„Dieser Komplex wird von den besten Männern bewacht.“
„Aber niemand von ihnen hört mir zu!“

„Jeder von ihnen hört dir zu. Jeder von ihnen wartet nur auf dein Wort.“

Ihre Atmung ging keuchend. „Und wozu?“, wisperte Cassandra. „Wozu, wenn keiner von ihnen versteht, was ich sage? Sie kommen.“ Vor wiegte sie sich und zurück, die Finger in das Polster gekrallt und leise knirschend begann der Bezug sich unter ihre Nägel zu fressen. „Sie kommen, sobald wir ihre Namen in den Mund nehmen. Früher oder später wird jemand von ihnen lesen. Sie kommen. Sie kommen und nehmen sich, was ihnen gehört.“

„Möchtest du ein Wasser haben?“, fragte ich Cassandra und reichte ihr das Glas, ohne auf ihre Antwort zu warten.

Sie starrte auf den Grund, als lägen dort die Antworten zu allen ihren dringlichen Fragen, zu allen ihren Ängsten und Sorgen.

„Sie kommen“, wiederholte sie heiser. „Jemand wird mich zwingen, ihre Namen zu sagen, und dann Gnade uns Gott.“

Ich trank und Cassandra tat es mir gleich. „Möchtest du zeigen, wovon du gelesen hast?“

„Niemand darf es sehen!“

„Warum?“

„Weil niemand es sehen darf. Niemand darf es sehen. Hörst du? Niemand darf es jemals sehen. Niemand darf es in seinen Besitz bringen.“ Für einen flüchtigen Moment hielt sie inne in ihrem Wiegen. Die nackten Füße zuckten und die Zehen bogen sich wie in einem Krampf zu ihren Ballen. „Sie kommen und dann sind wir vorbei.“

Sie trank, ich tat es ihr gleich. Die Sonne schien und ich genoss den Tag, badete in der Hitze der Morgensonne und verlor mich in der Macht der Gelassenheit.

„In einigen Fällen kann es befreiend sein, die Namen derer in den Mund zu nehmen, die einen einst peinigten“, sagte ich.

Cassandras Hände begannen unkontrolliert zu zittern. Ich fing ihr Glas in der Sekunde, als sich ihre Finger ruckartig von ihm lösten. Die Tropfen spielten die durchscheinenden Wände hinauf. Jaulend und jammernd wie der Sturm selbst vergrub sie das Gesicht an ihrer Schulter. Winzig wirkte sie, klein. Zerbrechlich. In jeder Hinsicht zerbrechlich, während die Vögel ihre Körper aufplusterten und erste Melodien zum Besten gaben.

„Ich habe gehört, du erzählst gern Geschichten“, brach ich nach einigen Momenten das vibrierende Schweigen.

Ein bitteres Lächeln hob Cassandras Mundwinkel, während sie sich tiefer in ihren Sessel flüchtete. Winzige Flocken der Polsterung drängten sich wie Schnee durch den roten, samtigen Bezug.

„Erzähl mir eine Geschichte“, bat ich Cassandra und schenkte ihr ein Lächeln. Ihr Glas stellte ich auf dem dunklen Tischchen neben ihr ab.

Die blonden Strähnen verbargen ihr Gesicht vor mir, als Cassandra mir langsam den Rücken zudrehte. „Geschichten sollten nicht erzählt werden. Sie warten darauf, dass man sie erlebt.“

„Wärst du bereit dazu, eine deiner mit mir zu teilen?“

So viel stand in ihren klaren Augen, was ich nicht verstand, übermächtig und wunderschön. Als hätte ein Gletscher sich aus seiner ewigen Starre befreit und würde nun entfesselt über die Welt kommen. „Keine meiner Geschichten ist wahr“, sagte Cassandra.

„Jede von ihnen hast du erlebt“, gab ich zu bedenken. „Nur weil einige Menschen außerhalb dieser Mauern glauben mögen, dass sie nicht ihrer Form der Wahrheit entspricht, macht es sie nicht falsch.“

„Aber auch nicht wahr. Niemals wahr.“

Ich schenkte Cassandra ein schwaches Lächeln. „Wer sagt das?“

„Ich.“

„Und warum gehst du davon aus?“

„Weil es wahr ist.“ Ihr Blick zuckte. „Alles davon ist wahr, aber nichts jemals geschehen. Wenn ich dir davon erzähle, dann spüren sie es. Sie werden über dich kommen wie ein Sturm und nichts von dir lassen. Nicht einmal das, was du besessen hast.“

Ich räusperte mich und lehnte mich in meinem Stuhl zurück. Das ergonomisch gebogene Holz bohrte sich unsanft in meine Wirbelsäule, als mein Blick auf den Wecker fiel. Unsere Zeit war um und wir wirbelten in neuem Terrain um die altbekannten Ängste. „Wenn du nicht darüber sprechen möchtest“, sagte ich zögernd, „schreib es auf. Niemand muss je davon lesen.“

„Jeder wird es lesen“, wisperte Cassandra so leise, ich konnte sie kaum verstehen.

„Wenn es dich beruhigen würde“, sagte ich, „könntest du alles, was du aufgeschrieben hast, verbrennen.“

„Und dann?“

„Dann frisst das Feuer all das auf, wovor du dich fürchtest.“

„Kein Feuer besiegt die Dämonen, von denen ich weiß.“

„Hast du es je versucht?“, fragte ich sie.

Cassandra betrachtete mich ausdruckslos. Während sie dort in dem Sessel saß, sich nicht länger wiegte, glaubte ich zu erkennen, wie jeder Funken Energie sie verließ. „Ich möchte zurück in mein Zimmer gehen“, sagte Cassandra.

„Daran wird dich niemand hindern.“ Ich stand auf und bot ihr meine Hand an. Umständlich und als wäre sie ein Kind mit furchtbar kurzen Beinchen kletterte sie aus dem Sessel. Nach dem Glas griff sie, die Schultern gehoben, und tapste quer

durch den Raum, ohne mich eines weiteren Blickes zu würdigen.

„Falls du Papier benötigst oder einen Stift“, sagte ich, „bitte deine Betreuerin darum. Sie wird dir beides zur Verfügung stellen.“

Jubelnde Melodien piffen die Vögel und genossen die letzten, summenden Sommertage, das grüne Laub sich schüttelnd und tanzend an den Zweigen, während die Sonnenstrahlen durch sie hindurchhuschten und verträumte Muster auf die Wiese malten.

Cassandra reagierte nicht auf mich. Krachend schloss sich die Tür hinter ihr und ich schloss ihre Akte. Ehe ich sie in dem hohen Schrank verstauen konnte, zog das perlende Lachen eines Kindes meine Aufmerksamkeit auf sich. Es schien von den Mauern widerzuhallen, aber niemand war zu sehen. Die Vögel blieben hüpfend ruhig, die Flügel zwar am Körper, aber ungenutzt. Das Lachen blubberte aus jedem Winkel des Parks. Niemand schien es zu bilden.

Ich verstaute die Akte in dem hohen Schrank und verriegelte ihn. Das Wasser schmeckte staubig, dabei hatte ich es erst wenige Minuten zuvor aus der Flasche befreit. Wolkenfrei war der Himmel, während Tage später ein Orkan tobte, der jedes Leben in sich aufzusaugen schien.

Die Schritte erklangen erneut, lauter und ich umklammerte meine halbleere Weinflasche, als könnte ich sie gegen ein Geschöpf einsetzen, von dem Cassandra berichtete.

Wie wahnsinnig ist ein Mensch, der eingeliefert wird, um von mir behandelt zu werden? Wie verwirrt ist ein Verstand, wenn er immer nur die gleichen Phrasen von sich gibt, die Augen glasig auf den immer gleichen Punkt geheftet?

Ich wollte jeder Lüge glauben und jede Geschichte akzeptieren, während ein Schatten zu Fuße meiner Stehlampe

fiel. Der helle Schirm behütete das Glühen in seinem Herzen. Nur Körper werfen Schatten, aber keine Spiegelung zeichnete sich auf dem weiten Fensterglas ab. Ein Phantom schien meine Wohnung zu durchschreiten. Kein Alarm schrillte. Die Tür war verschlossen, die Kameras hatten keine Bewegung aufzeichnen können. Als wäre das Geschöpf durch den Boden gekrochen, hätte auf diese Weise alle Sicherheitsmechanismen umgangen und wäre schlussendlich hier gestrandet. Vor meinen Augen. In meinem Wohnzimmer. Ohne dass ich in der Lage dazu wäre, einen Blick auf es zu erhaschen.

Meine Muskeln zuckten unkontrolliert und ich versuchte mich auf mehr zu fokussieren als auf dieses schattenhafte Schleichen. Es brachte mich um den Verstand.

Leise quietschend öffnete sich eine der Türen meiner Schränke. Sie befand sich in der Küche und ein Reagenzglas mit Rosensalz wurde hervorgezogen. Es schwebte in der Luft, als würde der Wind es von seinem Platz zupfen. Ich wollte einen Blick auf den Eindringling erhaschen. Die Erinnerung an Cassandras Panik ließ mich an Ort und Stelle verharren. Wohin sollte ich verschwinden? Wie fliehen?

Ihr ängstliches Murmeln hatte sich in mein Gedächtnis gefressen. „Erst kriechen sie durch die Wände, dann durch die Böden, dann durch dich und wenn du nicht mehr weißt, was du tust, dann ist es längst zu spät. Dann sind sie in dir und dann zerfressen sie dich. Dann vernichten sie dich und lassen nichts von dir übrig.“

Ammenmärchen versetzten mich in Angst und Schrecken. Während unsichtbare Hände das Rosensalz zurück an Ort und Stelle stellten, diesen Schrank schlossen und den nächsten öffneten. Meine Weine kamen zum Vorschein und einer in dem warmen Licht meiner Küche gedreht. Leise köchelte

eine Suppe auf dem Herd, die ich nicht roch. Nicht mehr. Alles wurde übertüncht von diesem intensiven Duft. Diesem unwirklichen Brennen. Dieser irrationalen Gegenwart von Natur, die ich nicht in Worte zu fassen wusste.

Ich wollte den Eindringling vertreiben, den Notruf wählen und mich durch die Fensterfront ins Freie retten. Der Sturz hätte mir das Leben aus dem Körper gedroschen. Wenn nicht er, dann der Sturm, der an dem Gebäude rüttelte, als wäre es sein persönliches Spielzeug.

Ich fürchtete mich und die Angst drang aus jeder meiner Poren. Nichts rührte sich. Die Schritte verharrten. Leise tickte die Uhr in meinem Bücherregal. Zwischen Shakespeare und Schnitzler wirkte sie furchtbar verloren. Die Zeiger rückten vor, zeichneten Minuten, dann Stunden. Selbst als die Sonne aufging, rührte ich mich nicht. Meine Füße zitterten und zuckten, ohne dass ich sie noch spüren konnte. Ein seltsames Kribbeln flutete mein Bewusstsein und schien beinahe jede meiner Fasern einzunehmen. Im Schlafzimmer schrillte mein Wecker.

Wer mich auch besucht haben mochte, war verschwunden. Den Duft hatte er hiergelassen.

„Was ist das letzte, woran du dich erinnerst?“ Der Mann schenkt mir ein weiches Lächeln, das mir tausend Nadeln durch das Rückgrat treibt. Die dichten Wolken treiben die Nacht in den helllichten Tag und verzehren jedes Licht. Verstohlen spähe ich in Richtung des Fensters.

Verschwommen zeichnet sich die Gestalt des Mannes vor mir ab. Seine klauenähnlichen Hände, sein kleiner Kopf, der hagere Körper und dichtes, dunkles Haar, das das Phänomen vor mir nicht besitzt. Mir ist heiß und kalt zugleich, während ich mich tiefer in den Sessel schmiege. Er ist meine letzte Sicherheit. Eine Insel, die sich als Fata-Morgana im Meer verliert.

„Ich habe gekocht.“ Meine Stimme klingt steter als am Tag zuvor.

Sein Lächeln wird breiter und entblößt Zähne, winzig wie die eines Kleinkindes. „Du hast gekocht“, wiederholt der Mann langsam. „Was hast du denn gekocht, mein Kind?“

Die Rädchen in meinem Gehirn geben ihre Arbeit auf, während die dunklen, steten Augen mich durchbohren, finster wie die Schatten der Nacht, die geboren wurden, um Morde zu verschleiern.

„Ich weiß nicht“, gestehe ich stockend.

„Du weißt nicht mehr, was du gekocht hast?“ Die langen, dünnen Finger streicheln über die Armlehnen seines Sessels. Sie erinnern mich an Beine, die man großen Spinnen ausriss. Ein Glied zu viel. Jeder Finger hat ein Glied zu viel. Ein dumpfes Pochen gräbt sich in meinen Hinterkopf. „Was ist das letzte, woran du dich erinnerst, mein Kind?“

Der dunkle Fleck von Wein bohrt sich in mein Gedächtnis.

„Tomatensuppe.“ Ich lecke mir über die Unterlippe. „Ich habe Tomatensuppe gekocht.“ Langsam rolle ich die

Schultern, als könnte diese winzige Geste meine Muskulatur entspannen und mich zurück zu mir bringen. Die Blicke bleiben stechend. Bohrend. Als existierten nur er und ich und als wollte der Mann vor mir mich nicht kurieren, sondern besitzen. Auf seine eigene, düstere Weise. Indem er in mich kriecht, meinen Verstand verzehrt und meine Sinne führt. Wie ein Puppenspieler, der in meine Blutbahnen kriecht, um von innen heraus zu herrschen.

„Tomatensuppe.“ Er grinst breit, während die Wolken sich zu Mauern türmen, die die Sonne aussperren. In der Ferne wippen Fichtenwipfel. Sie sind nackt und dürr wie der Brustkorb eines Skeletts. „Meine Leibspeise.“

„Eine sehr gute Tomatensuppe“, bestätige ich heiser.

„Wie hast du sie zubereitet?“ Er lehnt sich näher zu mir und jede meiner Fasern verkrampft sich. „Wie hast du sie gemacht? Ich suche seit Jahren nach einem Rezept, das in der Lage ist“, vage bewegt er die Klauen, „zu erfüllen.“

„Ich habe ihr Zeit gelassen“, sage ich stockend. „Tomaten und Gemüsebrühe. Vor allem Tomaten.“ Nervös räuspere ich mich. „Sie sind eingekocht und ich habe sie regelmäßig aufgefüllt.“

„Tomaten“, summt der Mann und die großen Augen verdrehen sich genüsslich in seinem kleinen Schädel. Die Hornbrille nimmt die Hälfte seines Gesichts ein und es ist noch immer zu wenig. „Fleischtomaten?“

Das Herz schlägt mir in den Zehenspitzen. Langsam ziehe ich die Knie näher an meine Brust und ringe mir ein Lächeln ab. „Fleischtomaten schmecken recht wässrig“, sage ich.

„Welche nimmst du?“

„Ganz gleich welche. Sie müssen nur aromatisch sein.“

„Aromatisch“, seufzt der Mann. „Alles auf dieser Welt wurde gemacht, um mit seinem Geschmack zu überzeugen.“ Die

Zungenspitze huscht über seine Unterlippe und ich versuche, kein Detail zu intensiv auf mich wirken zu lassen. Ich weigere mich, diese Gegenwart als überwältigend zu akzeptieren. Erst wenn ich klein beigebe, kann er in mich kriechen und mir all das nehmen, woran ich glaube.

„Ja“, pflichte ich ihm bei und straffe die Schultern. Wind heult und rüttelt an den Fichten. Ihre Nadeln liegen in abgestreiften Röcken auf dem rauen Boden. Als ich nicht fortfahre, rückt er näher zu mir. Die Stuhlbeine kreischen über den rauen Teppich. Fingernägel auf einer Tafel. Mir stellen sich die Nackenhaare auf und ich sinke tiefer in mich zusammen.

„Ich koche mit Fleisch“, sagt er nach einigen Momenten der Stille. Die großen Augen zucken in dem Gesicht, als wollten sie auseinanderspringen und mich spinnengleich gefangen nehmen. Dabei liege ich längst in seinem Netz, gefangen und umwebt, bis ich nichts weiter bin als eine Beute vor dem Verzehr.

„Fleischtomaten?“, frage ich und meine Stimme bebzt.

Liebe ist unser primitivstes Begehren, das wir durch die rationalsten Ausflüchte zu unserem höchsten Gut machen.

Wie kommst du darauf?

Ich habe geliebt. Ich wurde geliebt. Schlussendlich war es die einzige Erfüllung, die ich nie wollte, die ich nie fürchtete, aber immer brauchte.

Die Mundwinkel kräuseln sich. Der Mann neigt sich näher zu mir, die schmalen, dünnen Finger ineinander verschränkt. Ein seltsamer Duft geht von ihm aus. Wie von Eis und Schnee, Kälte und Einsamkeit, verloren in dem Sturm, der vor uns wütete, gefroren in seinem Herzen und bebend in jeder Faser.

„Was tust du dazu?“

„Gemüsebrühe“, sage ich. „Von Zeit zu Zeit.“

„Für den Geschmack“, flüstert er. Der heisere Klang seiner Stimme geht mir unter die Haut. Mir wird kalt, wir wird heiß. Meine Zehen rollen sich ein, während meine Finger sich in die Armlehne des Sessels krallen. Wir sitzen einander gegenüber, aber vor dem heutigen Tag bin ich ihm nie begegnet. Er ist der gleiche Mann wie gestern, der gleiche Mann wie vorgestern, aber unsere Wege kreuzen sich heute nicht und sie haben es zuvor auch nicht getan.

Zweige kreischen über die Fensterscheiben. Das Gewitter macht den Tag zur Nacht. Es ist warm. Die Heizung bollert, die Vorhänge wehen träge vor den nackten Wänden, ohne dass ein Luftzug sich in diesem Raum rührt.

Meine Muskeln zucken. Als könnten sie mich befreien. Während ich hier sitze, ihn direkt vor mir, seine dunklen, seelenlosen Augen auf mich geheftet.

Sie sind neu. Sie sind anders. Es ist, als wäre ich diesem Mann nie zuvor begegnet.

„Die Brühe macht den Geschmack“, sagt er schließlich und lehnt sich noch näher zu mir. Bis sein heißer, bitterer Atem mein Gesicht streift. Ich kann nicht bestimmen, wonach er riecht. Nach nichts? Nach allem? Mir stellen sich die Nackenhaare auf, während ich versuche, mit den Polstern zu schwimmen. Es ist, als würde mir der Moment entgleiten, während dieser Mann mir näher kommt. Als würde ich vereinsamen, während ich in Gesellschaft bin, als würde mein gesamtes Leben an Bedeutung verlieren, während ich allein bin. Mit ihm gemeinsam. Der Duft der Tomatensuppe stiehlt sich in meine Nase, dabei habe ich sie lange nicht mehr gegessen. Dabei habe ich sie seit Ewigkeiten nicht mehr gekocht. Der Wein scheint sich erneut in den Teppich zu krallen und mich zu warnen. Ich verschwinde erneut hinter dem Sofa und bleibe unentdeckt, bis der Morgen graut.

Nur um an einem Ort zu erwachen, an dem ich nie war. Um mich in einem Raum einsperren zu lassen, der all das spiegelt, was ich tue, und in sein Übelstes kehrt.

„Du sprichst wenig mit mir“, stellt der Mann fest. „Warum?“
Mir verknotet sich die Zunge, die Kehle schnürt sich zu. Ich will ihm nicht die Augen sehen. In diese fremden Augen, die gestern noch nicht in diesem Gesicht des viel zu kleinen Kopfes prangten. Die einsamer wirken, intensiver. Als hätte man sie einem Kind entrissen, das nie das Tageslicht erblicken durfte. Als hätte man sie aus einem lebendigen Körper geschnitten, um ihn in ein totes, aus Gliedmaßen bestehendes Puzzle einzusetzen, das seinen Namen trägt. Den ich nicht kenne. Während diese Brust sich hebt, ohne dass der Mann lebendig wirkt.

„Ich fürchte mich“, sage ich. Das Herz donnert mir in den Ohren.

„Angst“, schnarrt er, „war seit Urzeiten das Beste, was der Mensch je hervorgebracht hat.“

„Angst ist nicht nur menschlich.“

„Wäre sie es denn“, sagt der Mann und wiegt den winzigen Kopf, „dann wäre sie kaum halb so gut, wie sie es heute ist.“
Sein Glucksen ist ein Murmeln und es scheint mir in alle meine Sinne zu greifen. „Angst ist der einzige verlässliche Ratgeber, den der Mensch hat.“

Das bestreite ich nicht.

„Angst“, sinnt der Mann, „ist das Kraftwerk des Lebens.“

„Nein.“

„Nein?“ Sein kleines Lächeln hat spitze Zähne und sie bohren sich in meine Rückenmuskulatur. Jede Facette meines Körpers verspannt sich, bis ich nichts und niemand mehr bin.
„Was würdest du als den Kern des Lebens bestimmen, Daphne?“

„Ideale.“

„Ideale sterben mit dem ersten echten Atemzug eines Menschen.“

„Dieser Meinung bin ich nicht.“

Der Mann lehnt sich zu mir und seine dünnen Finger legen sich über meine. Sie sind eiskalt. Die Nägel graben sich in das Polster. Sein Gesicht ist nur noch Momente von meinem entfernt, die Lippen leicht geöffnet und rissig, als hätte er nie in seinem Leben Flüssigkeit zu sich genommen. Sie müssten aufreißen und bluten.

„Welche Meinung vertrittst du, mein Kind?“

„Wir passen uns unseren Idealen an und wenn wir für sie sterben müssen, nehmen wir das hin.“

Sein leises Glucksen lässt mir das Blut in den Adern gefrieren. „Der Tod ist also das Ideal der Menschen.“

„Nein. Er ist der letzte Ausweg, um ideal zu werden.“

„Untätigkeit war immer des Menschen größtes Steckenpferd.“

„Das klingt, als würdest du dich vom Menschsein distanzieren.“

Glucksend lehnt er sich zurück. Seine Finger streicheln über meine Handgelenke. „Menschlichkeit war mir nie fremder als heute.“

„Du bist ein Mensch.“

„Ein Irrtum, mein Kind. Wenn du so willst“, seine Nägel kratzen über meine Haut und graben dünne Striemen in sie, „bin ich das, wozu eure Ideale werden, sobald ihr an sie glaubt.“